

Beatriz und die alte Dame

Cristovão Tezza

[Übersetzung: Marina Corrêa]

Die Risikobereitschaft, eine bezahlte Annonce in der Zeitung aufzugeben – *Lektorat und Schreibcoaching*, Telefonnummer und zwei vage Hinweise (*Nachhilfe und Korrekturlesen*) – wurde am nächsten Morgen mit einer rauen, weiblichen und alten Stimme belohnt. Eigentlich etwas schwerhörig, von der Sorte aggressiver Schwerhörigkeit, die nicht zuhören will. Ich wollte noch die Details klären, aber sie schnitt mir das Wort ab, gab einfach ihre Adresse an, sagte, sie wäre am Nachmittag verfügbar und legte auf. Das Unangenehme war sofort vergessen – ich würde einer autoritären Dame gegenüberstehen –, die rasche Antwort motivierte mich. Es ist nicht gerade einfach, alleine zu leben. Das war wohl die Belohnung für meine desaströse Ehe. Aber ich muss wieder zurück ins Leben. Ich ging den Gehsteig entlang und prüfte die Hausnummern einer Straße nahe der Praça Santos Andrade, bis ich vor einem alten Gebäude mit einer guten Aussicht auf die Bäume der Fußgängerzone stand. Gedankenverloren stellte ich mir den Lebenslauf meiner Klientin vor: Witwe eines hohen Staatsbeamten im Ruhestand, mit dicker Pension und allen monetären Vorteilen seiner Position, Erbin mehrerer Liegenschaften ... Sie will, dass jemand ..., aber was will sie eigentlich?

Ich gelangte zu einer alten, aber immer noch imponierenden Portierloge, der Portier wies auf einen dunklen Korridor hin, ohne seinen Blick von der Zeitung zu lösen. Ich fuhr mit einem geräuschvollen Aufzug hinauf, die alten Gitter erinnerten an einen riesigen Käfig – ich stieg aus, als wäre ich von einer Leinwand eines alten Films in die Realität übergegangen –, das vergoldete Nummernschild 703 glänzte. Nun drückte ich auf die Klingel und hörte ein krächzendes „Ja, ich komme!“, unverkennbar befehlshaberisch, beinahe zurechtweisend, was mich glücklich machte: Meine erste Einschätzung war richtig. Es tut gut, sich in Menschen nicht zu täuschen. Es folgte ein metallenes Klirren – zwei Sicherheitsschlüssel, zusätzlich zum normalen Schlüssel, den die Alte scheinbar lange suchen musste (ich hörte, wie ihre zittrigen Hände regelrecht mit so einer Art Handschelle von Schlüsseln kämpfte), aber es war nicht nur das: Sobald die Tür aufgesperrt war, gab es

da noch eine Sicherheitskette. Durch den schmalen Spalt sah ich die winzigen Augen der Frau, scharf auf mich gerichtet, inmitten einer detailreichen Faltenlandschaft, all das unter kurzgeschnittenen, gelbgefärbten Haaren. Das Gewicht eines goldenen Ohrringes schien ihren kleinen Kopf zu neigen.

„Sind Sie Beatriz?“ Ich lächelte, um die Fronten zu lockern und bejahte. Sie schloss unbeholfen die Tür und öffnete sie wieder, nachdem sie die Sicherheitskette freigemacht hatte. „Kommen Sie herein, und beachten Sie nicht die Unordnung.“ Es klang wieder wie ein Befehl. Aber ich zog es vor, eine gute Absicht hinter diesen groben Gesten verborgen zu sehen. Es gab überhaupt keine Unordnung – nichts stand fehl am Platz. Während sie erneut mit den Schlüsseln kämpfte, um sich wieder einzusperren, ging ich langsam durch den Flur, der ein Haufen von Antiquitäten war: Wandteller, Häkeldeckchen, kleine Tischlein, Biskuitporzellan, liebliche Silberfiguren, hier und da alte Lampenschirme, dämmriges Licht, ein altes Foto von einem Kind, bleich, mit einer riesigen Masche im schütterten Haar: Etwas nervös nahm ich das Foto in die Hand, um es näher zu betrachten – vielmehr aus einer Schüchternheit heraus als aus übergriffiger Neugier – und hörte weiterhin das Klirren der Schlüssel hinter mir. Ich überlegte mir, irgendetwas zu fragen, um mich aufzuwärmen – in all diesen Sachen, dachte ich mir, haftete die Eiseskälte von jemandem, der sich an der Vergangenheit festkrallte. Ich stellte das Foto auf das dunkle Regal zurück und hörte plötzlich ihre Stimme: „Das war ich.“ „Süß“, sagte ich, ohne dass ich ganz gelogen hätte, und ging weiter bis zum Wohnzimmer, welches in schwaches Licht gehüllt war. Der Frau gefiel anscheinend das Halbdunkel. „Setzen Sie sich dahin!“, befahl sie und zeigte auf ein rundes Tischlein mit einem Louis XV Sessel, dessen Polsterung abgenutzt war.

Ich gehorchte. Sie schob mir einen anderen Sessel hin und sorgte dafür – so kam es mir vor –, dass das gute Ohr auf der richtigen Seite war. Eine kleine und rigide Frau, die ihre Lebendigkeit stets zurückhielt. Alleine in der geräumigen Wohnung lebend, würde sie sich jeden Morgen nach einer schlecht durchschlafenen Nacht wie zu einem Ball kleiden, einem Ball, der niemals stattgefunden hatte: Die Bluse, die Schuhe, die Ohrringe, das Make-Up, alles Anzeichen für aufgegebene Sehnsüchte, alles Bewohner einer Parallelwelt, in die sie nicht eintauchte und die sie gleichzeitig nicht mehr loslassen konnte. *Das ist schlechte Literatur*, dachte ich mir, und versuchte, meine Imagination zu bremsen. Und wenn ich selbst so wäre? – *Schau sie dir an und denk nicht darüber nach*. Ich richtete meine volle Aufmerksamkeit auf die Person, die vor mir stand. Die Frau seufzte und ich merkte, dass

sich der rigide Panzer ein wenig löste, die Arme entspannten sich auf ihrem Schoß (die Hände aber hörten nicht auf zu zittern). Ich lächelte, um sie zu ermuntern, sodass sie letztlich – und das war noch lange nicht das Wesentliche – Folgendes von sich gab: „Sie sind sehr jung.“ „Nicht ganz so jung“ – ich lächelte wieder und dachte nervös, ob meine gut gezählten 28 Jahre, wenn ich sie erwähnt hätte, nicht ein Angriff auf die wahrscheinlich 80 jener Frau gewesen wären, *Eine, die genau ihrem Alter entspricht*, dachte ich mir, *genauso wie ich*. Aber es schien, als würde die anfängliche Feststellung meiner Jugend sie befriedigen, es schien ihr wichtiger zu sein als meine Kompetenzen als Redakteurin. Die Frau seufzte jetzt lautstark, ihr Kopf suchte nach einem Fixpunkt, ihre Augen schweiften umher, bis sie sich direkt auf meine Augen richteten, ohne zu zwinkern: „Mein Ehemann hat mich andauernd betrogen.“

Das war ein Schock für mich, weniger wegen des Geständnisses an sich, vielmehr wegen der Tatsache, dass ich, ungefähr 50 Jahre jünger, ihr genau dasselbe sagen hätte können, ohne zu lügen. Mit halb offenem Mund saß ich da, sprachlos. Ob sie das Zeitungsinserat genauer gelesen hatte? „Warten Sie“, befahl die alte Dame und erhob sich, als wäre ihr etwas Dringendes eingefallen. Und ich begann mir vorzustellen, wie sie aus der Dunkelheit, in die sie verschwunden war, jetzt wieder mit unleugbarem Beweismaterial, Fotos von Detektiven, heiklen Stelldicheins und Geständnissen aus eigener Hand daherkommen würde, um anschließend ihre Wehklagen loszuwerden. Also zuhören und dafür bezahlt werden. Wir würden gemeinsam Tee trinken und hausgemachte Kekse essen. Das wäre gar nicht so schlecht.

Nach zwei Minuten jedoch kam sie mit einem Haufen unbeschriebenem Kanzleipapier, in Wirklichkeit ein Heft, doppelblättrig, in Großformat, von der Sorte, die man früher in den Schulen bei Prüfungen verwendet hat (ich erinnerte mich an meine Mutter, Lehrerin). Mit einer etwas brüskten Geste warf sie das Heft auf den Tisch und legte einen Kugelschreiber darauf. Es kam der Befehl: „Ich möchte, dass Sie niederschreiben, was passiert ist“, und es war das erste Mal, dass sie widerwillig eine gewisse Schwäche erkennen ließ, indem sie zugab: „Meine Hand“ – und die Finger ihrer linken Hand hielten die Faust der rechten – „kann nicht mehr. Und ich...“ Sie wollte etwas hinzufügen, so der Anschein, irgendeinen anderen, geheimen Grund, aber sie sagte nichts. Mit einer abrupten Geste nahm sie nochmals den Kugelschreiber in die Hand und reichte ihn mir, schweigend.

Vieles ging mir durch den Kopf, unter anderem praktische Dinge, wie die Tatsache, dass es besser wäre, mit einem Laptop zu schreiben, als mit der Hand auf dem Kanzleipapier. Und

ich bekam die kleinen Ärgernisse des Zusammenlebens zu spüren – ich war ja nicht das Dienstmädchen dieser Frau, dass sie sich erlauben konnte, in solch einem Ton mit mir zu sprechen. „Redakteurin“ bedeutet nicht „Kopistin“. Ich war gerade dabei, meine sogenannte ‚Solokarriere‘ zu starten und brauchte Geld, und es war einzig und allein wegen des Geldes, dass ich jene Klingel geläutet hatte. Nun kam es mir vor, als würde ich bei einer alten Verrückten meine Zeit verlieren. Aber letzten Endes gehorchte ich ihr. Ich rückte den Sessel näher, nahm den Kugelschreiber aus ihrer zittrigen Hand mit den lackierten Fingernägeln, legte das Papier zurecht und verwandelte mich in einen Schreiberling aus einer längst vergangenen Zeit: Es fehlte an Licht – was sie bemerkte, ohne dass ich es sagen musste. Die alte Frau blickte um sich, als ob sie das eigene Wohnzimmer nicht kannte, entdeckte eine stilvolle Stehlampe der Belle Époque, schleppte diese bis zum Tischlein, während sie gleichzeitig die Kabel entwirrte, und machte Licht. Jetzt etwas ruhiger – nachdem alle ihre Befehle befolgt worden waren –, schaute sie mir wieder scharf in die Augen. Sie schien meine Verwunderung im Halbdunkel jenes sonnigen Nachmittags in Curitiba nachzuvollziehen – dieser Kontrast und das Ambiente überhaupt (einer Rembrandt-Skizze ähnlich): „Ich leide unter Photophobie. Die Helligkeit zerstört mein Augenlicht.“ Ich dachte kurz daran, die Gelegenheit zu nutzen, um über die Bezahlung zu sprechen, aber meine Schüchternheit brachte mich zum Schweigen. Die Frau ließ mir sowieso keine Zeit – sie streckte ihren Arm aus, als ob sie um Ruhe bitten wollte, schaute zur Decke hinauf, schloss ihre kleinen Augen und sagte an:

„Meine Geschichte.“

Ihre Hand schüttelte die Finger in meine Richtung, im Sinne von „Schreiben Sie das gleich auf!“, als käme die Stimme aus einem Trancezustand und würde sich verlieren, wenn ich mich nicht beeilte. Ich schrieb sorgfältig auf die erste Linie des gestreiften Papiers: *Meine Geschichte*.

Sie senkte ein wenig den Kopf, öffnete die Augen und richtete den Blick auf das Papier, um die Qualität meiner Arbeit zu überprüfen. In diesem Moment – Welch groteske Entstellung! – verwandelte ich mich plötzlich in eine Schülerin, die sich die Zustimmung der Lehrerin erwartete. Ich musste sogar lächeln, als sie lächelte, nachdem sie meine Leistung mit einem wohlwollenden Kopfnicken begutachtet hatte. Das stille Lob bestärkte ich selber: „Meine Handschrift ist solide und geschwungen“ – und wiederholte somit exakt die Worte meines Lehrers, der damals etwas anderes damit gemeint hatte, und lächelte wieder, um anzudeuten, dass ich scherzte. Aber sie hörte es nicht. In Trance fuhr sie fort:

„Mein Name ist Dolores Maria Rubia de Alicanto, 83 Jahre alt. Ich bin am 12. Februar 1923 in São Paulo geboren. Aber das ist es nicht, worüber ich sprechen möchte.“

An dieser Stelle wollte ich eine kurze Pause einlegen, aber sie fuhr einfach fort, die geschlossenen Augen nach oben gerichtet, und wieder forderte ihre zittrige Hand alles niederzuschreiben, was aus ihrem Mund kam. Ihre klare Stimme war etwas rau, aber ziemlich deutlich, nüchtern, langsam dem Rhythmus meiner Schrift folgend – alles niederschreiben, es sei denn, es werde das Gegenteil verlangt, was in den zwei Stunden kaum vorgekommen war.

„Ich möchte über den 13. Oktober 1950 in Curitiba sprechen, der Stadt, in der mein Mann, ein eleganter Herr, manchmal sogar gutaussehend, sein Leben, das jedoch kurz ausfiel, als Militäroberst an der Kaserne der Praça Rui Barbosa verbrachte.“ Sie hielt inne und schaute wieder hinauf zur Decke, ihre Lippen bewegten sich still, wie zu einem imaginären Dialog mit ihrem Gedächtnis. Und plötzlich kam die Stimme zurück, kräftig: „An dem Tag, als ich meine Freundin Livia Ceres de Donato besuchte, damals 27 Jahre alt, Medizinstudentin an der Bundesuniversität Paraná und einzige Tochter des bekannten Richters Antero Fúlvio de Moraes Donato, später Mitglied des Obersten Gerichtshofs – nein, nein, soweit kam er nicht, schreiben Sie: Mitglied des Kammergerichts –, und unsere Nachbarin im neuerbauten vierstöckigen Gebäude der Cândido-Abreu-Straße ...“

Frau Dolores beherrschte die Sprache jener Generation, die schon von klein auf die Schriftsprache intus hatte: Eine gute Schule oder Privatunterricht hatte sie genossen und einen Rest Aristokratie besaß sie, auch wusste sie um ihren Status in der Gesellschaft Bescheid – ein respektabler Status. Beim Zuhören kam ich mir vor, als würde ich einem alten Handbuch des schönen Schreibens folgen: Hauptsätze reihten diskret ihre Sequenzen von Nebensätzen aneinander, um weiter vorne gleich eine neue Informationskette zu bilden, die scheinbar eher aus einer Artikulationswut heraus als aus irgendeinem inhaltlichen Wert zusammengehalten wurden. Die Silben fügten sich klanglich so schön und selbstsicher zusammen, dass sich ihre Existenz nur noch durch bloßes akustisches Aufeinanderprallen rechtfertigte. Dann war es wieder still. Frau Dolores hatte auch eine klare Vorstellung davon, wie ein Diktat funktionierte – in irgendeinem Moment ihres Lebens wird sie wohl eine dilettantische Lehrerin gewesen sein – sie wusste ganz genau, wann sie innehalten und wann sie fortfahren sollte, je nachdem, wann meine Hand in Wartestellung ging. In diesem Sinne kam ihre Sprache bereits mit Interpunktion heraus, obwohl ich hier und da beim Niederschreiben kleine Änderungen vornahm, ohne größere

Streichungen durchführen zu müssen, was mich allmählich glücklich stimmte, als würde ich an einem spannenden Wettbewerb teilnehmen, einer Art Schreibmarathon, wohl wissend, dass keiner diese Arbeit besser machen könnte als ich. Und was ich zu hören bekam war verlockend.

Ich machte die Tür zu meiner Nachbarin auf – als langjährige Freundinnen hatten wir diese Vertrautheit, manchmal war die eine in São Paulo oder die andere in Curitiba und... plötzlich kam ich mir vor wie in einem alten, heruntergekommenen Kinosaal, vor meinen Augen lief ein Film der untersten Kategorie, aber ich machte keinen Aufstand, ich war nie die Art von Person, die gerne einen Aufstand macht, ich hasse Skandale; ich könnte sagen, einige Menschen sollten besser auf sich achten, aber das wäre noch zu wenig. Um ehrlich zu sein, in Anbetracht dessen, was ich sah, das Szenario überstieg jegliche Vorstellungskraft, darf es nicht an Niveau fehlen, so etwas zu ertragen. Mein adeliger Familienname musste bewahrt sein – und dies machte ich mir zum Ziel: Auf der Höhe meiner selbst zu bleiben. Hier hielt sie an, schnappte eifrig nach Luft, um den Faden nicht zu verlieren, und befahl:

„Schreiben Sie es noch einmal, und unterstreichen Sie es: *Auf der Höhe meiner selbst zu bleiben.*“

Ich knabberte an der Spitze meines Kugelschreibers und fast hätte ich sie gefragt, was sie denn eigentlich gesehen hatte, aber ich wartete lieber. Sie machte eine lange Pause. Es folgten einige wässrige philosophische Grübeleien – das „Niveau nicht verlieren“ hatte anscheinend weitere tiefgründige Tiraden inspiriert, die ich ungeduldig niederschrieb, in der Hoffnung, sie würde bald wieder in die Brutalität der Oberfläche zurückkehren, statt in jener leeren Tiefe zu schweben, aber es war so, als hätte sie plötzlich Angst vor der eigenen Stimme, Angst vor dem Abgrund, in den sie sich hineinbegeben hatte, Angst, darin fortzuschreiten. Da sah ich mich sogar in Versuchung, sie mit meinen Fragen tiefer in diesen Abgrund zu ziehen, doch es war gar nicht notwendig. *Wie kannst du auf der Höhe deiner selbst sein, wenn du, zwei Schritte in Richtung eines dunklen Flurs gehend, das siehst, was eine Million Menschen aller Glaubensrichtungen, Ethnien, Nationen und sozialen Schichten, höher gestellte und niedrig gestellte Menschen, was ALLE bereits gesehen haben müssen, jeder von ihnen auf eine andere Art und Weise betroffen? Ich war damals erst 28 Jahre alt, und die Leidenschaft, die ich für meinen Mann empfand, war nur durch die Tatsache getrübt, dass ich nicht schwanger wurde, etwas, was er wollte, was wir beide wollten.* Ein Schauer stieg in mir auf – wieder einmal: Diese Frau könnte ich sein.

Ich sitze vor einer Hellseherin, dachte ich, wie in Trance. Frau Dolores keuchte und ich fürchtete, sie würde die Arbeit auf einen anderen Tag verschieben. Aber sie beugte sich über das geschriebene Papier und ihre Hand berührte meine, scheu und gleichzeitig zärtlich:

„Wo waren wir stehengeblieben, Mädchen?“

Ich las den letzten Satz vor und Frau Dolores war wieder ermutigt:

„Ah, sehr gut. Es ist gut geworden. Der Teil, der jetzt kommt, ist schwierig. Sind Sie bereit?“

Ich nickte, den Kugelschreiber parat, die Augen auf die noch leerstehenden Zeilen fixiert:

„Sie waren wie zwei Hunde! So“ – und Frau Dolores gestikulierte beim Sprechen, als würde sie ihren Freunden an einer Bar eine lebendige Szene beschreiben, indem sie jedes einzelne Wort mit der Kraft des Grauens untermalte, mit der doppelten Scham nämlich, es gesehen zu haben und darüber zu berichten, und auch mit einem letzten Rest an Heldenmut, siehe da, was ich durchgemacht habe: *Sie, vor dem Bett kniend, die Arme nach vorne gestreckt*, und sie demonstrierte die Szene, indem sie die Arme über den Tisch streckte, wie in einer Séance, *der Kopf war etwas zur Seite geneigt, und deswegen sah sie mich nicht, aber sie stöhnte und jaulte, und hinter ihr* – Frau Dolores schämte sich, die Sache an sich wiederzugeben, es kostete sie Überwindung, an die Wörter heranzukommen, sie war aus einer Zeit, in der alles aus Metaphern bestand – *hinter dem ... dem emporgestreckten Arsch, verzeihen Sie mir das Wort, aber das war es, weiß, rund, und nach oben gestreckt, sah ich, wie sich der Arsch meines Mannes nach vorne und nach hinten bewegte, die Hosen heruntergezogen, auch er kniete und auch er jaulte. Wie gesagt: zwei Hunde. Die Lust, mit der sie...*

Mein nervöser Wunsch, über diese groteske Schilderung zu lachen, wurde von einer fürchterlichen Betroffenheit überschattet – eine schmerzhaft Lächerlichkeit – und, als hätte es Frau Dolores erraten, fühlte ich nochmals die zarte Berührung ihrer Hand auf meiner, um anzuzeigen, dass ich das Folgende nicht aufschreiben sollte:

„Es ist eindeutig, ich weiß: Diese Szene war nicht da, um gesehen zu werden. Auch nicht, um erzählt zu werden. Um gar keinen Preis. *Die Lust, mit der sie...*“ – und hier stockte die Frau wieder, fünfzig Jahre lang ließ sie eine wahrscheinlich unbegreifliche Szene immer wieder aufleben und deswegen musste ihr Leben wohl genau an der Stelle steckengeblieben sein. – *Die Lust, mit der sie...* – und sie wiederholte den unvollständigen Satz drei, vier Mal.

Stille. Nach einer Minute gewann Frau Dolores ihre Haltung zurück und nachdem sie Kopf und Schultern zurechtgerückt hatte, setzte sie die Geschichte ihres Lebens fort. *Ich ging so hinaus, wie ich hineingekommen war; stillschweigend*, und tatsächlich gab es gar keinen Aufstand, weder in dem Moment noch nachher, nie. Sie hat die Tragödie einfach in eine verschwiegene Melancholie verwandelt, welche von den anderen als Trauer darum verstanden wurde, keine Kinder haben zu können. *Ich würde nie wieder dieselbe sein*, und zufrieden mit diesem Gemeinplatz, überprüfte sie mein Schreiben. Sie war glücklich, als die Freundin jemanden aus Rio de Janeiro heiratete, *einen Typen, den sie innerhalb von 30 Tagen kennenlernte*, und nach zwei, drei Postkarten hörte Dolores nichts mehr von ihr. Wäre damit meine Arbeit fertig? Nein – plötzlich hörte ich: *Aber ich plante, meinen Mann zu töten. Es stand nicht nur meine Würde auf dem Spiel – wenn es nur darum ging, hätte ich mich gleich von ihm scheiden lassen und das Problem wäre vom Tisch. Allerdings nur für ihn, flink und fröhlich, aber nicht für mich, ich war von einer schlechten Ehe ruiniert, in Zeiten noch, in welchen eine Scheidung für die Frau ein Todesurteil war, und allem voran wegen des Wegfalls meines Erbes, als Urenkelin einer Generation von Adeligen, die nicht einmal einen Orden an der Wand hängen gelassen hatten. Ich musste ihn umbringen, und das tat ich. So konnte ich mich von dem Schwein befreien, das ich tagtäglich sehen musste und gleichzeitig übernahm ich den wertvollen Bestand an Vorteilen aus seiner Karriere beim Militär, den ich bis heute nutze. Das ist die Beute aus meinem persönlichen Paraguaykrieg*, und sie lachte zum ersten Mal, ein schüchternes, verschämtes, aber zweifellos ein glückliches Lachen. Ihre Hand berührte die meine wieder, jetzt mit einer jugendlichen Fröhlichkeit, und sie schielte verschmitzt herüber:

„Haben Sie das *wirklich* niedergeschrieben?“

Und sie lachte laut, die Hand vor dem Mund. Dann folgten wieder die Grübeleien – *Ja, das war ein Projekt von meinem Niveau, dem ich mich mit Leib und Seele widmete*. Während sie ihren verkehrten Altruismus offenbarte, begann meine Hand zu zittern, als würde ich allmählich aus meiner eigenen Trance erwachen: Ich war gerade dabei, mir ein Mordgeständnis anzuhören und es niederzuschreiben. Ich könnte an dem Punkt aufhören – es war eine absurde Situation, in den Diensten einer verrückten Alten, und noch dazu ohne Bezahlung; meine Karriere fing schon mal gut an! Aber gegen den Wunsch, gleich aufzustehen, widersetzte sich hartnäckig das Bild meines Ex-Mannes, offensichtlich angeregt durch die Versuchung, eine ähnliche Handlung durchzuführen. Ich konnte es nicht lassen, Frau Dolores bis zum Ende zuzuhören und wurde ungeduldig bei der

Aneinanderreihung von Rechtfertigungen, die sie ihrer eigenen Geschichte hinzufügte, als wollte sie das gute Narrativ mit guten Intentionen zerstören. *Ja, eine Frau muss ihren Weg gehen, und ich ging meinen. Ich bereue gar nichts; und die Tatsache, dass niemand jemals etwas davon erfahren hat, nicht einmal mein Mann, der gestorben ist, ohne aufgehört zu haben, mich zu lieben, – und hier lächelte Frau Dolores träumerisch – ist der unbestreitbare und besiegelte Beweis dafür, – sie schien sich einem imaginären Gericht zuzuwenden, leidenschaftliche Anwältin ihrer selbst – dass es die Hand des Schicksals war, die mich geleitet hatte.*

„Trinken wir einen Tee?“

Ihre Bewegungen glichen einem Walzerschritt, als sie sich vor meinen Augen erhob und im dunklen Korridor verschwand, um kurz darauf mit einem Silbertablett und Teegeschirr wieder aufzutauchen. Währenddessen hielt ich mich mit Korrekturlesen von meinen Gedanken fern – ich wollte in der Situation keine Entscheidung treffen –, entfernte hier und da ein Satzzeichen oder fügte eines hinzu, die vollgeschriebenen Blätter enthielten kaum Absätze. Der Text kam mir wie eine notarielle Beurkundung vor und plötzlich sah ich mich selber vor Gericht, als würde ich mich selbst gegen irgendeine Klage verteidigen müssen, wie zum Beispiel eine Leiche verschwinden zu lassen – da kam mir jene miese TV-Sendung wieder in Erinnerung, die ich vor zwei Tagen gesehen hatte –, welch absurdes Entertainment! Dann würde ich deutlich und leidenschaftlich hinzufügen, *Das ist Literatur, meine Damen und Herren! Unvorstellbar, nicht?!*, oder doch, das war es und mehr sogar: *Ich glaubte daran ...* Schlimmer noch – *ich wollte es ihr nachmachen.*

„Gift war die beste Lösung“, – fuhr sie fort, etwas ungeduldig wegen der Unterbrechung. Nachdem sie zwei Mal am Tee genippt hatte, ließ sie die Tasse auf dem Tablett liegen. *Ich konnte niemanden um Rat bitten, dies würde Spuren hinterlassen. Es scheint, als ob die Leute im Laufe der Jahre an uns kleben bleiben, nur durch Zufall können wir sie loswerden, und mein Mord sollte ja perfekt sein, sonst würde letzten Endes mein Mann auf der Gewinnerseite stehen. Das Gute am Planen war, dass es mich von meiner täglichen Qual befreite, von jenem Ekel, der aufkommt, wenn man weiß, dass er gerade bei anderen Frauen gewesen ist – und es gab einige in den vier Jahren, die darauf folgten, genau die Zeit, die mir nötig war: Ich besuchte Bibliotheken und konsultierte sogar die medizinischen Abhandlungen von Frau Dr. Livia, die in irgendwelchen Umzugsschachteln vergessen wurden, wir beide waren eine Zeit lang wie Pech und Schwefel, und ich lernte mehr oder weniger homöopathische Dosierungen anzuwenden, sodass der Magen, das Herz, der*

Darm, die Lunge, die Speiseröhre, die Kehle, die Seele meines Ehemannes allmählich zerstört wurden. Der Arme konnte sich nur noch kraftlos von Arzt zu Arzt schleppen, „Das ist nichts“, dann ging es ihm wieder besser, dann etwas schlechter, und eines Tages starb er ganz einfach. Eine Tragödie. Eine unbekannte Art von Virus, sagten sie, so etwas Ähnliches wie das heutige Rotavirus, etwas in der Art. Namen, die die Medizin vergibt, wenn sie selber nicht weiterweiß. Lange Pause. Frau Dolores schien traurig zu sein. Ich weinte viel bei seinem Begräbnis.

Der Mann starb am 24. Dezember 1954, was sehr gut passte: Vom Juristen bis hin zu den Ärzten, alle hatten bereits die Nase voll von diesem unlösbaren Fall eines nicht gerade angenehmen Mannes, der sich seine Schmerzen einbildete. In Wirklichkeit mochte ihn keiner, ein General, der sich für einen Casanova hielt, je widerlicher, desto mehr drückte die Magensäure, und noch dazu Weihnachten vor der Tür – bei diesem letzten Satz hielt sie inne und seufzte tief: *Und der Fall ist abgeschlossen, für immer.* Dann schaute Frau Dolores tief in meine Augen, jetzt schon etwas überschattet von einer gewissen Fremdheit, einem noch etwas fernen, wachsenden Misstrauen, das sie noch zu verbergen suchte. Auf ihren kleinen Lippen setzte sie ein geheucheltes Lächeln auf, während ihre Hand vorsichtig die Blätter, die noch vor mir lagen, einsammelte, ohne jedoch die Augen von mir abzuwenden, als ob ich das Geschriebene eventuell stehlen könnte.

„Möchten Sie mehr Tee?“

Es war wieder die trockene Stimme, die gerne Befehle erteilte. Während ich mir etwas Tee eingoss, überprüften die zittrigen Hände von Frau Dolores das, was ich geschrieben hatte. Sie setzte rasch ihre Lesebrille auf und las die eine oder andere Stelle aufmerksamer; sie schien zufrieden zu sein. Sie ordnete die Seiten ihres Geständnisses, indem sie mit dem vertikalen Papierstapel auf den Tisch klopfte, in der Art und Weise, in der man Papier schlichtet, bevor es in den Drucker hineinlegt wird, und beschloss: „Ich muss Sie bezahlen.“

Sie ging, das Geständnis an die Brust gedrückt, und kam mit einer kleinen, mit Intarsien geschmückten Holzschachtel zurück, aus der sie einige grüne Geldscheine, die mit einem Gummiring versehen waren, herausnahm. „Hier ist das Geld, das ich mit einem Teil von dem, was mein Mann hinterlassen hat, angelegt habe. Es ist immer gut, Bargeld zu haben.“ Sie nahm aus dem Bündel ein, zwei, drei, vier, fünf Scheine heraus, ihre Finger zitterten. „Fünfhundert Dollar. Das sind Dollar“, erklärte sie mir, als würde sie einem dummen Kind etwas beibringen wollen. „Sie sind viel wert.“

Ich blieb regungslos, konnte nicht klar denken. Das Licht der Tischlampe schnitt ihr den Kopf ab; aus der Dunkelheit kam nur ihre Stimme:

„Na gut“, und nahm weitere fünf Scheine, ihr letztes Angebot: „Tausend Dollar!“

Sie legte die Banknoten vor mich hin – wir waren plötzlich Todfeinde –, schloss die Schachtel und brachte sie weg, indem sie mit steifen Schritten im Korridor verschwand, als wäre sie beleidigt. Mir kam der Gedanke, dass ich noch länger dort sitzen bleiben könnte, während sich weitere Geldscheine vor mir anhäufen würden, bis es ihr gelang, mich endlich zu einem zustimmenden Schweigen zu bringen.

Sie war gerade eher dabei, mich zu erkaufen, als mich für meinen Dienst zu bezahlen, dachte ich mir für eine halbe Sekunde. Ich hatte schon immer eine langsame Wahrnehmung. Ich ordnete die Geldscheine genauso, wie sie es vorhin mit dem Papierstapel gemacht hatte, indem ich sie leicht auf den Tisch klopfte, bis alle Noten auf derselben Höhe und Länge waren. Es roch nach Geld. Ich faltete das Bündel und steckte es in meine Tasche. Da hörte ich bereits die Schlüssel beim verzweifelten Aufsperrn der Ausgangstür, bis sie dann endlich offen stand, begleitet von einem doppelten Seufzer der Erleichterung. Ich ging an Frau Dolores vorbei und spürte die kalte Brise des Stiegenhauses.

Beatriz e a velha senhora / Beatriz und die Alte Dame. Trad. Marina Corrêa. In: Contos do Brasil - 200 anos de literatura brasileira. vol. II. Embaixada do Brasil em Viena, 2022. pp. 470-581.